

Vorwort

Bei der Vorbereitung des Symposions der Liturgischen Kommission für Österreich, das im vergangenen Herbst zum Thema „Heute Eucharistie feiern. Liturgie im Kontext der Moderne“ abgehalten wurde, war man sich der Ambivalenz bewusst, die im Begriff der „Moderne“ mitschwingt. Die Moderne kann einerseits einfach das Neue im Gegensatz zum Alten bedeuten, weshalb jede Gegenwart in Bezug zur Vergangenheit als „modern“ bezeichnet werden kann. Fasst man Moderne in diesem Sinne auf, dann wird verständlich, warum Fragen der Inkulturation des Glaubens in die jeweilige kulturelle Situation immer aktuell waren und auch in Zukunft sein werden.

Man kann Moderne aber auch als eine Charakterisierung der Gegenwart verstehen, die sich durch bestimmte Strukturmerkmale von früheren Phasen der Geschichte unterscheiden. So prägt z. B. die Pluralisierung moderner Gesellschaften – um nur ein Strukturmerkmal herauszugreifen – sämtliche Lebensbereiche: Die Vielzahl von Handlungsoptionen kann Befreiung und Überforderung zugleich bedeuten. Letztlich wird es dem Einzelnen selbst zugemutet, sein Leben entsprechend seinen Vorstellungen zu gestalten. Ob die theoretisch vorhandenen Wahlmöglichkeiten dabei auch praktische Relevanz erlangen, hängt jedoch von zahlreichen Voraussetzungen ab, die nicht von vornherein immer als gegeben angenommen werden können.

Wie dem auch sei, es spricht vieles dafür, dass die individuelle Entscheidung für die Teilnahme an einem Gottesdienst immer wichtiger wird. Zwar gibt es empirische Hinweise darauf, dass die Häufigkeit der Gottesdienstteilnahme positiv mit dem familialen Charakter des jeweiligen Haushaltstyps korreliert, also z. B. Haushalte mit Kindern eine höhere Kirchgangshäufigkeit aufweisen als jene ohne Kinder. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass der Gottesdienst in vielfältiger und zunehmender Konkurrenz zu anderen Handlungsoptionen steht und es am Einzelnen liegt, darüber zu entscheiden, inwiefern er alternative Angebote in einer konkreten Situation bevorzugt oder gar grundsätzlich als gleichwertig betrachtet.

Religion und Religiosität müssen sich mehr denn je als relevant für die eigene Lebensgestaltung erweisen. Weder Tradition noch eine vorgegebene Autorität entscheiden über diese Relevanz; der Einzelne selbst entscheidet, was für sein persönliches Leben tatsächlich wichtig ist – ja, er muss sich selbst entscheiden, schließlich wird ihm diese Entscheidung in unserer gesellschaftlichen Situation struktureller Individualisierung auch zugemutet und zugerechnet. Was ist damit gemeint? Anders als die herkömmliche Bedeutung von Individualisierung, die als ein zunehmender Prozess der Selbstbestimmung des Individuums verstanden werden kann, meint strukturelle Individualisierung bestimmte gesellschaftliche Veränderungen, die dazu führen, dass individuelle Entscheidungsspielräume in unterschiedlichsten Bereichen erweitert werden. Diese erweiterten Entscheidungsspielräume müssen nicht von vornherein eine Zunahme selbstbestimmter Lebensführung bedeuten, aber sie fordern gleichsam den Einzelnen dazu auf, sein Handeln selbst in die Hand zu nehmen und es zu verantworten. Die persönliche Lebensgestaltung erscheint deshalb nicht nur als Ausfluss der eigenen Persönlichkeit und Individualität, sondern sie wird dem Einzelnen auch aufgrund der strukturell vorgegebenen Möglichkeiten zugerechnet. Für den religiösen Bereich bringen diese erweiterten Entscheidungsspielräume mehr denn je die Notwendigkeit mit sich, „aus der Fülle des Angebots“ auszuwählen – wobei auch das faktische Nichtwählen in gewisser Weise eine Form der Stellungnahme darstellt.

Eine weitere Ambivalenz, die im Titel des Symposions mitschwingt, liegt im Umstand begründet, dass ausgerechnet die Feier der Eucharistie als Beispiel dafür herangezogen wird, die Spannung von christlichem Glauben in moderner Gesellschaft zu erörtern. Wäre es nicht sachgerechter gewesen, stattdessen z. B. katechumenale Feiern zu behandeln, in denen die voraussetzungsreichen Prozesse des Christwerdens heute viel angemessener hätten zur Sprache gebracht werden können?

Andererseits trägt die Thematisierung der Eucharistie verstärkt der Tatsache Rechnung, dass schwindende Teilnehmerzahlen sich vor allem in Bezug auf den regelmäßigen Sonntagsgottesdienst bemerkbar machen. Dies dürfte allerdings keine genuine Eigenschaft der Messe als solcher sein, wenngleich ihre z. T. auch im Wortlaut vorgegebene Form und Struktur höhere kulturspezifische Voraussetzungen bei den Teilnehmenden erforderlich zu machen scheinen als dies z. B. bei freier gestaltbaren Wort-Gottes-Feiern der Fall ist.

Im Anschluss an das zuvor zur Individualisierung Gesagte kann vermutet werden, dass die motivationale Grundlage für die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst zunächst einmal in der subjektiven Relevanz zu suchen wäre. So werden liturgische Feiern zu besonderen Anlässen wie z. B. Taufen, Trauungen und Begräbnisse nach wie vor verbreitet in Anspruch genommen. Auch wenn der Abstand zwischen kirchlich-normativen Erwartungen und den Einstellungen der Teilnehmenden oft unübersehbar ist, so dürften diese Gottesdienste nicht zuletzt wegen ihres unmittelbaren Bezugs auf das eigene Leben bzw. aufgrund der familialen Umdeutung kirchlicher Riten vorerst ihre Relevanz behalten.

Beim regelmäßigen Sonntagsgottesdienst ist ein solcher biographischer Zugang vermutlich nicht von vornherein offensichtlich. Natürlich kann die Mitfeier der sonntäglichen Eucharistie auch aus Gründen motiviert sein, die für den Einzelnen bedeutsam sind, wie etwa die Suche nach Gemeinschaft, spiritueller Stärkung oder einfach, weil es geboten ist. Letzteres dürfte aber für immer weniger Menschen ein allein ausreichender Grund sein, am Gottesdienst teilzunehmen, während Ersteres in zunehmender Konkurrenz zu anderen, in ihrer Wirkung als gleichwertig empfundenen (Freizeit-)Angeboten steht. Was bleibt aber dann noch vom Sonntagsgottesdienst an subjektiver Relevanz übrig?

Im Zentrum der Eucharistiefeier steht das Gedächtnis des Todes, der Auferstehung und der Wiederkunft Jesu Christi. Eigentlich wäre, so würde man meinen, für das menschliche Leben nichts relevanter als der Tod und dessen Überwindung, die Frage ist nur, wie präsent den Teilnehmenden dieser thematische Kern liturgischen Feierns überhaupt ist und weiters, wie und ob es gelingen kann, diese grundsätzliche Relevanz im wöchentlichen Rhythmus je neu für den Einzelnen zu aktualisieren.

Manches spricht dafür, dass die biographisch verursachte, sporadische Inanspruchnahme religiöser „Dienstleistungen“ auf individueller Ebene der Logik der funktionalen Differenzierung auf gesellschaftlicher Ebene folgt. Erleichtert und gefördert wird diese Kundenmentalität in dem Maße, wie kirchliche Vollzüge als „Amtshandlungen“ einer bürokratisierten Organisation erscheinen, der gegenüber man sich eben systemkonform verhält. Inwieweit aber diese Interpretation der Wirklichkeit entspricht, ist eine Frage, die sich alle Beteiligten je neu stellen sollten, damit aus einer persönlichen Glaubensbeziehung keine verhandelbare Ware wird.

Die Schriftleitung